

sämtlich mit einer etymologischen Geschichte des behandelten Begriffs, bevor sie belegreich den Beweis der Einlagerung von Geschlechtercodes und Geschlechternormen in den jeweiligen Begriff/Bereich antreten. Die Beiträge, die die Verbindung zu anderen fächerübergreifenden Forschungen herstellen, zeichnen die Entwicklung des jeweils vorgestellten akademisch-theoretischen Feldes und seine sozio-politische Verortung nach. Entstanden ist so ein überaus niveauvolles Überblickswerk, das den aktuellen Forschungsstand der unterschiedlichen Themenfelder in gut lesbarer Form präsentiert und in keiner genderforschungsbezogenen (Privat-)Bibliothek fehlen sollte.

Annegret Erbes

### **Querschnittaufgabe Geschlechterforschung: Gender Studies multiperspektivisch**

Ingrid Bauer/Julia Neissl (Hrsg.): *Gender Studies. Denksachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung*, Innsbruck 2002 (Studienverlag, 189 S., 19,50 €).

Der von Ingrid Bauer und Julia Neissl herausgegebene Band bündelt die Beiträge der 7. Frauen-Ringvorlesung „Gender Studies: Denksachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung“ an der Universität Salzburg aus dem Wintersemester 2001/2002. Der Band veranschaulicht sehr gut lesbar und verständlich die Bedeutung von *gender* sowie die aktuellen Diskurse in unterschiedlichen Wissenschaften, so z.B. Politik-, Literatur- und Geschichtswissenschaft, Biologie und Theologie. Es wird verdeutlicht, wie ‚Geschlecht‘ in unterschiedlichste wissenschaftliche bzw. gesellschaftliche Bereiche hineinwirkt und somit als basale Kategorie in die jeweilige fachliche Diskussion selbstverständlich einbezogen werden muss. In ihrem Beitrag weisen die Herausgeberinnen auf die Schwierigkeiten im Gebrauch des Begriffs *gender* hin, „nicht alle meinen und wollen das gleiche damit“ (S. 13) sowie dass die Denksachse *gender* nur dann als „effektives Werkzeug der Gesellschaftskritik“ fungieren kann, wenn „immer auch notwendige Aussagen über Ungleichheit und Macht“ mittransportiert werden (S. 14).

Leider können nicht alle Aufsätze in der ihnen gebührenden Ausführlichkeit dargestellt werden.

Elisabeth Holzleithner setzt sich in ihrem Beitrag kritisch mit dem Ansatz des *Gender Mainstreaming* (GM), seiner Entstehungsgeschichte und seinen Effekten auseinander: „Gender Mainstreaming gäbe es nicht, wäre die ‚konventionelle‘ Frauenpolitik derart erfolgreich gewesen, dass sie sich gleichsam selbst überlebt hätte“ (S. 19 f.), im Gegensatz zu dieser solle GM von „neuen Akteuren und Ak-

teurinnen“ getragen werden, die sich die Geschlechterfrage jedoch nicht zur eigentlichen Aufgabe gemacht haben. „Damit wären gleichzeitig Witz wie Schwierigkeit von Gender Mainstreaming benannt“ (S. 22), die von Holzleithner anhand von Beispielen aus der Praxis beleuchtet werden. Bezogen auf die Universitätsreform in Österreich kommt die Autorin zu dem Schluss, dass diese gegenwärtig noch „weit davon entfernt“ sei, „eine Auflistung unter der Überschrift ‚Best Practices‘“ zu verdienen (S. 31).

Ingrid Bauer verfolgt in ihrem Beitrag die Absicht, die Bedeutung historischer Vergleiche für die *Gender Studies* zu zeigen, ihre „zweite Erkenntnislinie führt in die Geschichtswissenschaft selbst hinein und folgt den Spuren, die aus einer Gender-Perspektive heraus gelegt worden sind“ (S. 35). Das Öffentliche und das Private in der Politischen Theorie ist Gegenstand des Aufsatzes von Gisela Riescher: „Heute kommt es mehr denn je darauf an, das Erreichte zu erhalten und sich wieder mehr dem Öffentlichen zuzuwenden“ (S. 63), da demokratische Politik auf Bürgerinnen und Bürger angewiesen sei, die „wenigstens manchmal Interessen verfolgen, die über ihre eigenen hinausgehen“ (S. 63). Elisabeth Klaus beschäftigt sich mit der Entwicklung der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung entlang ihrer theoretischen Diskurse sowie ihrer Bedeutung für die Kommunikationswissenschaft, ähnlich zeichnen Christa Gürtler, Eva Hausbacher und Sigrid Schmid-Bortenschlager Phasen und Ansätze in der Literaturwissenschaft nach. Roswitha Muttentaler und Regina Wonisch zeigen anhand von vier Beispielen, wie sich Geschlechterbilder in visuellen Repräsentationen (Ausstellungen) manifestieren und stellen unterschiedliche Ansätze der musealen Präsentation dar.

Der besonders spannende Beitrag von Sigrid Schmitz, „Hirnforschung und Geschlecht. Eine kritische Analyse im Rahmen der Genderforschung in den Naturwissenschaften“ gibt einen – auch für Nicht-NaturwissenschaftlerInnen nachvollziehbaren – Einblick in die Praxis der Hirnforschung sowie der diesbezüglichen Kritik aus der Geschlechterperspektive. Schmitz verdeutlicht, dass die naturwissenschaftliche Geschlechterforschung über die „klassische Geschlechterdifferenzforschung“ hinausgeht, dass sie eine Analysekatgorie darstellt, die sich kritisch mit Forschungspraxis, Historie, Theoriebildung und der gegenseitigen Beeinflussung zwischen unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen beschäftigt.

Im Sinne des Embodiment-Ansatzes wird die Dichotomisierung von *sex* und *gender* in Frage gestellt und aufgezeigt,

wie sich die gesellschaftlich-kulturelle Erfahrung in körperlichen Strukturen abbildet, besonders prägnant aufgezeigt an der Plastizität von Hirnstrukturen und -funktionen. (S. 114)

Die aktuelle neurobiologische Forschung betone die Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit des menschlichen Gehirns in den Vordergrund, vor diesem Hin-

tergrund werden „anatomische oder funktionelle Ausprägungen von Geschlecht im Gehirn“ (S. 115) als Ergebnisse von Erfahrungen und Lernprozessen in kulturellen und sozialen Kontexten verständlich. Auch aufgrund der aktuellen Revitalisierung essentialistischer Argumentationsmuster wirken klare Sätze wie die folgenden wohltuend:

Ein Hirnbefund, sei es zu Aktivierungsmustern bei bestimmten Aufgaben oder sei es zur Größe bestimmter Hirnareale, der zu einem bestimmten Lebenszeitpunkt von einer Person erhoben wird (im Brain-Imaging werden vorwiegend Erwachsene untersucht) lässt keine direkten Rückschlüsse auf genetische Determination oder hormonelle Prädisposition zu. Die Momentaufnahme der körperlichen Realität sagt uns noch nichts über ihre Konstitutierungsprozesse, denen auch in der geschlechtlichen *corpo-reality* des Gehirns Rechnung zu tragen ist. (S. 115)

Während Michaela Moser unterschiedliche Ansätze feministischer Theologien darstellt, wagt Eva Cescutti den Satz: „(...) mittelalterliche Mönche sind Frauen! Alles eine Frage der Lesart“ (S. 143) und interpretiert auf der Grundlage der Thesen Judith Butlers das Hohelied der Liebe. Heide Struder zeigt die gesellschaftliche Bedeutung von Mobilität sowie ihre Relevanz für die „Herstellung von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘“ und illustriert dies anhand zweier Beispiele aus ihrer freiraumplanerischen Praxis. Der Beitrag der Soziologin Kornelia Hauser stellt die Auseinandersetzung mit Männer- bzw. Männlichkeitsforschung in den Mittelpunkt, wobei sie zu dem Ergebnis kommt, dass Männlichkeitsforschung insgesamt die Tendenz habe, „Mann und Männlichkeit noch stärker zu vereinfachen, als sie im Alltag schon erfahrbar sind“ (S. 182).

Der Sammelband ist insgesamt spannend, abwechslungsreich und sehr anregend! Er eignet sich für Interessierte, die bereits die Grundlinien der theoretischen Diskurse der Geschlechterforschung kennen und diese bezogen auf unterschiedliche Wissenschaften ausbuchstabieren und vertiefen möchten.